

01/09

*Scholien
zu einem
verlorenen Text*



Scholien

von Rahim Taghizadegan

Erste Ausgabe 01/2009

Institut für Wertewirtschaft, Wien

<http://wertewirtschaft.org>

scholien@wertewirtschaft.org

Bevor es mir die Sprache verschlägt

Teurer, treuer Leser!

Ich habe mir für dieses Jahr viel vorgenommen. Unter anderem, der Zeit zu trotzen und nicht zu verstummen – auch wenn es einem die Sprache verschlägt. Angesichts der Politisierung und Ideologisierung des Diskurses ist es immens schwierig, in verdaubaren Portionen zu schreiben. Eigentlich dürfte man nur noch dicke Wälzer verfassen. Wenn der Bezug fehlt und sogar die Sprache, hängt jedes einzelne Wort, jeder einzelne Absatz, jeder einzelne Artikel in der Luft und bleibt unverstanden, plumpst in Schubladen und trifft falsche Nerven.

Doch man sagt mir, es sei besser, nicht verstanden als nicht gelesen zu werden. Das beeindruckt mich nicht sonderlich. Wer mit dem Ziel schreibt, ein großes Publikum zu erreichen, kann niemals der Ausgangspunkt einer tatsächlichen Veränderung sein. Veränderungen gehen immer von Minderheiten aus – und wenn sie die Mehrheit erfaßt haben, ist die Veränderung bereits geschehen. Dann ist die Aufgabe erfüllt.

Meine bescheidene Aufgabe ist es, unsere Welt und Zeit besser zu verstehen und Anstöße zu einem solchen Verständ-

nis und zu den darauf beruhenden Konsequenzen für ein gutes Leben zu geben. Dazu sind dickere Bretter zu bohren als die papiernen „Informationen“ der Gegenwart. Darum muß ich mich etwas aus dem Tagesgeschehen lösen und auch der Verlockung widerstehen, jeden aktuellen Unsinn zu kommentieren. Mir scheint aber, daß die abfallenden Späne bei meinem Versuch der Gewinnung tieferen Wissens und tragfähiger Perspektiven doch vielleicht auch anderen dienlich sein können. Sicherlich nicht dazu, ein Fundament zu bauen. Doch zumindest eine kleine Glut der Erkenntnis sollte sich damit nähren lassen.

Bruchstücke des Wissens

Der von mir sehr geschätzte Nicolás Gómez Dávila schuf trotz seiner sprachlichen Genialität Zeit seines Lebens kaum längere Texte. Er begnügte sich mit Aphorismen. Traktate verdächtigte er einer grundlegenden Unehrllichkeit. Im letzten Jahrhundert der Ideologien und unmenschlich großen Systementwürfe war dieser Vorbehalt in der Tat vollkommen angebracht. Wahrheit habe stets bruchstückhaften Charakter, meinte Dávila. Durch und durch konsistent und aus einem Guß könne nur die Lüge sein. Die von jedem Bezug losgelöste Reflexion, nur sich selbst Rechenschaft schuldend und nur

in sich stimmig, entwirft eine Parallelwelt. Theoretisch mag diese Welt im Gegensatz zur realen wie der Himmel aussehen, praktisch ist sie doch meist die Hölle. Dávila beließ es also bei Bemerkungen, und diese stoßen in der Tat oft mehr zur Erkenntnis an als dies heute viele Bücher vermögen. Einer Sammlung dieser Bemerkungen gab er den wunderschönen Namen *Escolios a un texto implícito*⁽¹⁾, Scholien zu einem darin enthaltenen Text. Der Titel ist selbst ein Aphorismus und beschreibt seinen Zugang: Die Erkenntnis besteht aus ihren eigenen Bruchstücken, und nur bruchstückhaft kommen wir ihr näher.

¶ Scholien zu einem verlorenen Text ¶

Ich lasse mich gerne von Dávila inspirieren und möchte mit dieser Schrift ein Experiment wagen. Ich bemühe mich um eine neue Art, meine Gedanken mit jenen Menschen zu teilen, deren Kritik und Anregungen mir wichtig sind. Ich nenne dieses Experiment Scholien. Ein Scholion ist eine Notiz am Rande von Texten. Der Text, den ich bearbeite, gibt es nicht. Vielleicht ging er verloren. Wahrscheinlich gab es ihn nie. Es ist ein Kontext, zu dem ich meine Scholien füge. Möge er aus den Bruchstücken nach und nach hervorgehen. Dabei nehme ich die Gefahr in Kauf, ein *Parteiläufer*

verlorener Sachen zu sein, wie Till Kinzel Dávila in seiner Biographie beschrieb.⁽²⁾ Und ich nehme sie frohen Mutes in Kauf.

Dies ist die erste Ausgabe meiner Scholien, eine Zusammenstellung von Gedanken, Fragen, Antworten, Beobachtungen, Begegnungen, Zitaten, Empfehlungen. Ich wähle dieses Format, weil ich es mir selbst wünschen würde. Anregungen für die Manteltasche, keinem Sachzwang gehorchend, frei von Fülltext und Werbung, an keiner digitalen Infusion hängend, nicht vom Tagesgeschehen vor sich hergetrieben, das Neue nicht ignorierend aber auch nicht überbewertend, keinem Kollektiv entsprungen und daher kompromißlos. Die Scholien sind und bleiben ein sehr persönliches Angebot. Sie werden regelmäßig erscheinen und sich ausschließlich an jene richten und jenen verpflichtet sein, für die sie wertvoll sind. Jene Freunde und Unterstützer, die meine Arbeit im Institut für Wertewirtschaft ermöglichen, werden die Scholien künftig zugeschickt bekommen. Falls dieses Exemplar in andere, interessierte Hände gelangt: Ein Abonnement ist zu den hinten verzeichneten Konditionen möglich.

Dem Sog entkommen

Man sagt mir, das wäre nichts Neues. Die bruchstückhafte, persönliche Form des Schreibens nenne man „Weblog“. Nach vielen Experimenten in jenen Gewässern verspüre ich eine innere Abneigung gegenüber dem sogenannten Web2.0. Dieses Angebot sei boshaft als Auftakt zum Web3.0 verstanden. *Back to the roots*. Die revolutionäre Agenda: Das Netz als gelegentliches Werkzeug für Gutes zu nutzen, anstatt im und für das Netz benutzt zu werden.

Blogs sind in der Tat oft dem Mainstream-Journalismus überlegen. Warum das so ist, bringt der Psychologe Dr. Seth Roberts gut auf den Punkt:

*Der Zauber des Bloggens besteht darin, daß man, wenn man damit beginnt, die Wahrheit schreiben kann, weil es ohnehin niemand liest. Ohne Publikum macht es Sinn, die Wahrheit zu erzählen, denn es fühlt sich gut an. Wenn man auch noch eine Ahnung hat, wovon man schreibt, [...] ist dies für die Leser unwiderstehlich [...], daher wächst nach und nach das Publikum. Nun ist es zu spät, Selbstzensur zu üben; die Menschen lesen deinen Blog, weil du die Wahrheit schreibst.*³**

Warum müssen also Bäume geopfert werden, warum begnüge ich mich nicht mit einem Blog? Wer heute erkennen will, muß zunächst abschalten können. Das Netz gibt uns den Zugang zu unglaublichen Informationsfluten und übt damit einen starken Sog aus. Ein Sog führt jedoch in der Regel in Richtung Abfluß. Einer meiner Vorsätze ist es, diesem Sog etwas zu entkommen und mehr Kontrolle über meine Informationsaufnahme und meine Zeit zu gewinnen. Ich habe den Verdacht, daß etwas, das – bei aller Nützlichkeit – durch Verlockung oder Überreizung meine Selbstbestimmung schwächt, Vorsicht und Vorbehalt erfordert.

Ich möchte mit den Scholien die Ehrlichkeit, Unmittelbarkeit, Persönlichkeit und Buntheit des Bloggens erreichen, ohne den großen Nachteil in Kauf zu nehmen, meine Leser tiefer in *den Sog* zu ziehen. Zugleich soll das Netz dort hilfreiches Werkzeug sein, wo dies sinnvoll ist. Einerseits verzichte ich auf Fußnoten und biete stattdessen Verweise an, unter denen Interessierte zitierte Netzseiten, Bücher, Materialien u.a. finden können. Diese Verweise sind durch die Symbolik *⊙ gekennzeichnet, unter der eingeschlossenen Nummer findet sich der jeweilige Verweis im Netz auf der Seite <http://wertewirtschaft.org/scholien> aufgeführt.

Außerdem möchte ich um Anregungen bitten, die ich – sofern passend – in kommenden Ausgaben der Scholien einarbeiten werde (unter namentlicher Erwähnung, falls nicht explizit unerwünscht). So könnte sich ein spannender Diskurs über diese Blätter ziehen, der etwas weniger gehetzt ist als Forendiskussionen. Anregungen, insbesondere zu den hier aufgeworfenen Fragen, Kritik, Ideen, Kontaktvorschläge, Buchempfehlungen bitte an *scholien@wertewirtschaft.org* zu senden. Auch Fragen sind sehr willkommen, nach Möglichkeit versuche ich, dazu Anregungen zu geben oder konsultiere meine Leser. Jede Nachricht wird gelesen, wenn auch nicht direkt per Email beantwortet. Da sich vieles eine Zeit lang setzen muß, könnte ein Aufgreifen in den Scholien eine Weile dauern oder eher zwischen den Zeilen Wirkung entfalten, bitte darum um Geduld, bzw. Verständnis.

Die Kranke Institutionen

Nachdem der Jahreswechsel eine beträchtliche Schneise in den Monatsablauf schlägt und die erste Ausgabe dieser Scholien etwas länger auf ihre Geburt wartete, muß ich diesmal zeitlich etwas weiter ausgreifen. Ich blicke auf den Dezember zurück und erinnere mich zunächst an eine Reise nach Hamburg in der ersten Dezemberwoche. Eine erlesene Schar wie



immer hochinteressanter Personen besuchte dort unser Seminar *Langfristig Werte sichern in Zeiten der Wirtschaftskrise*. Einer der Teilnehmer, ein junger Offizier, gab im persönlichen Gespräch einen spannenden, aber ernüchternden Einblick in die deutsche Bundeswehr. Wie die meisten anderen großen Institutionen unserer Tage ist auch diese durch und durch von „Krankheit“ befallen. Die Beobachtungen fügten sich sehr gut in die Analyse institutioneller Zerfallsprozesses. Die Institutionen spucken nach kürzester Zeit entweder die fähigsten Mitarbeiter oder deren Ideale aus; zurück bleibt ein Bodensatz, der in seinem Handeln keinen Sinn mehr sehen kann oder will. Wesentlicher Infektionsherd dieser organisatorischen „Erblindung“ scheint die Politik zu sein. *The worst get on top*. Interne Kritik wird systematisch verfolgt, Kuschen und politische Gefälligkeit honoriert.

❧ Mises in Hamburg ❧

An der Universität Hamburg besuchte ich den Philosophen *Prof. Rolf W. Puster*.⁽⁴⁾ Prof. Puster war auf Anregung einer guten Bekannten von mir, *Eva Ziessler*, Übersetzerin in Hamburg, auf *Ludwig von Mises*⁽⁵⁾ gestoßen und hatte Feuer gefangen. Nun hält er an der Universität Hamburg ein Mises-Seminar und eines über „libertarianism“ (eine liberale US-

Tradition, die sich teilweise auf Mises bezieht). Die Inhalte vermittelt er mit viel Kompetenz, Witz und Begeisterung.

An ein gutes Argument erinnere ich mich: Prof. Puster kritisiert das Konzept des „öffentlichen Gutes“ dahingehend, daß die vermutete Präferenz dafür vollkommen nichtssagend sei. Die Definition eines „öffentlichen Gutes“ laufe darauf hinaus, daß es für die Mehrheit wünschenswert sei. Nun seien kostenlose Güter stets „wünschenswert“. Daß eine große Mehrheit, danach befragt, versichern würde, daß Straßenbeleuchtung für sie wünschenswert wäre, ist genauso wenig überraschend wie aussagekräftig. Genauso könnten wir unzählige andere „Präferenzen“ abfragen. Soll Kindern in der Dritten Welt geholfen werden? Wer würde hierauf mit *nein* antworten? Fragen dieser Art sind bedeutungslos, sofern die Kosten nicht ebenfalls Gegenstand der Frage sind. „Sollen 1,000 Euro für ein Hilfsprojekt aufgewendet werden?“ hat offensichtlich einen gänzlich anderen Charakter als die Frage: „Überweisen Sie 1,000 Euro für dieses Hilfsprojekt?“. Aus einer mehrheitlichen Präferenz für ein vermeintlich „öffentliches Gut“ also den Auftrag abzuleiten, dieses unabhängig von Kosten „zur Verfügung zu stellen“, wäre vollkommen absurd. Politik funk-

tioniert allerdings genauso: Kurzfristige Begehrlichkeiten bedienen und die Kosten verschleiern.

Sanierung des Geldwesens

Außerdem traf ich in Hamburg *Kristof Berking* wieder. Kristof ist Filmemacher, der sich besonders um Aufklärung rund um das Thema „Geld“ verdient macht. Er erzählte mir von einer großartigen Diskussionsveranstaltung mit Vertretern alternativer Geldkonzepte, an der er beteiligt war, und gab mir ein bündiges Thesenpapier mit. Darin präsentiert er einen praktischen Plan zur Sanierung des gegenwärtigen Schlamassels. Der Titel deutet schon die Stoßrichtung an: „Free Banking und Gold-als-Recheneinheit-Standard“. Die Finanzkrise betrachtet er als „Geldsystemkrise“, einen Goldstandard im Sinne eines Goldgeld-Monopols lehnt er jedoch zurecht ab. Seine Empfehlung:

Verwendung des noch vorhandenen Goldes in den Kellern der Zentralbanken zur Deckung der nationalen Währungen in einem festen Umtauschverhältnis. Dann Freigabe der Geldproduktion durch Aufhebung aller Gesetze, die das Papiergeldmonopol statuieren.

Das Verhältnis des tatsächlich vorhandenen und verfügbaren Goldes in den Zentralbanken (darüber bestehen nur Gerüchte, manch böse Überraschung wäre zu erwarten) zur Geldmenge ist allerdings vollkommen jenseitig. Die eigentliche „Deckung“ des heutigen Geldes besteht ja vielmehr im Zugriff auf zukünftige Steuereinnahmen. Es handelt sich gewissermaßen um ein Pyramidenspiel; dessen Sanierung ist nicht einfach. Die Beschränkung auf Gold scheint mir allerdings zu wenig, da sollten schon alle verfügbaren Vermögenswerte in Betracht gezogen werden.

Einen ungewöhnlichen Plan in dieser Hinsicht legt ein Blogger vor, der unter dem Pseudonym *Mencius Moldbug* schreibt.^{(6)*} Ich lese kaum Blogs, aber dessen Publikation ist sehr zu empfehlen – eben weil sie kaum etwas mit einem üblichen Blog zu tun hat. Die „Blogeinträge“ bestehen in der Regel aus fünfzigseitigen Elaboraten, was das Lesen etwas mühsam gestaltet (aber stets lohnend). Mencius Moldbug zeichnet sich durch profundes historisches Wissen, einen gewitzten Stil und extreme Unkorrektheit aus. Sein Denken folgt einer Art machiavellischen Hobbesianismus, der mir aufgrund seiner moralischen Schrankenlosigkeit nicht behagt,

aber die Eloquenz und Stringenz seiner Positionen ist wirklich bemerkenswert.

Sein Sanierungsplan für den US-Dollar besteht darin, jeden Dollar als Anteilsschein an der staatlichen Konkursmasse zu betrachten. Zur Konkursmasse zählt er allerdings auch sämtliche Banken, deren „Verstaatlichung“ er anregt – seiner Meinung nach nur noch die formell saubere Abwicklung der offenbar grenzenlosen Staatsgarantien.

Der Interessierte sei gewarnt: Ein Besuch dieses „Blogs“ könnte aufgrund der unglaublichen Textproduktion gewaltige Ressourcen binden.

❧ *Nietzscheanische Schatten* ❧

Zurück in Wien fand der monatliche Club für Wertewirtschaft am 9.12. mit meinem Kollegen *Dr. Eugen Maria Schullak* statt. Eugen stellte uns das Denken von *Friedrich Nietzsche* vor. Ich war etwas überrascht, mit dessen Gedanken nicht allzu viel anfangen zu können. Eugen gelang es aber dann schließlich, mir die Essenz zugänglich zu machen und ich verstand spät, warum er Nietzsche einiges abgewinnen kann. Nietzsche fällt für mich unter die Kategorie „Ideologe“: je-

mand, der einen gewissen Teilaspekt herausnimmt und überbetont, schließlich nichts anderes mehr gelten läßt.

Eugen sprach von folgendem Gegensatzpaar, in dem sich Nietzsche gut verorten läßt: Das Apollinische und das Dionysische. Diesen Kontrast habe ich in einer Analyse⁽⁷⁾ als „Licht und Schatten“ illustriert. Apollo steht für das Licht und die Vernunft, Dionysos für das Düstere, Trunkene, Instinktive, Leidenschaftliche. Nietzsche sieht das Gleichgewicht dieser Kräfte aus dem Lot geraten, darum wird er zum Ideologen des Dionysischen. Diese Schieflage sehe ich recht ähnlich, hüte mich aber vor einer Übertreibung ins Gegenteil. Nietzsche trifft damit allerdings in der Tat den Nerv einer sehr modernen Sehnsucht.

Einige Filmempfehlungen

Zeitgenössische Musik und Filme sind oft kathartische Ausbruchversuche aus dieser Schieflage. Manche Filme thematisieren diese Sehnsucht gar direkt, indem sie apollinische Dystopien entwerfen. Eine solche Schreckenswelt des Lichts (und nicht der Düsternis) zeigt beispielsweise sehr gekonnt George Lucas frühes Meisterwerk *THX 1138*⁽⁸⁾ (es ist wohl kein Zufall, daß mir Eugen den Film empfohlen und geborgt

hat). Eine dionysische Strategie der Auflehnung hat der bekannte Film *Fight Club*^{(9)*} zum Motiv. Schließlich stieß ich unlängst auf einen der bisher intelligentesten Filme, der mit diesem Thema spielt: Der norwegische Film *Den brysomme mannen*^{(10)*} (2006) handelt in einer Dystopie, die so nah an der Gegenwart ist, daß man den Unterschied erst nach und nach an subtilen Überzeichnungen erkennt. Auch als Dystopie ist das Szenario nicht so einfach zu erkennen. Für fast alle Charaktere ist es das Paradies schlechthin, sie sind glücklich. Der Protagonist jedoch hat die Nase voll davon, ständig glücklich zu sein (und sein zu müssen). Eine harte Nuß für die heute populäre Glücksforschung!

❧ *Blechkütte oder Reihenhaus* ❧

Gut trifft den Sachverhalt wohl G.K. Chesterton, wenn er schreibt:

Die erste Sehnsucht eines Menschen ist es, so weit wie möglich den Slums zu entfliehen, auch wenn ihn diese Irrflucht in ein Reihenhaus führt. Die zweite Sehnsucht eines Menschen ist es freilich, so weit wie möglich dem Reihenhaus zu entfliehen, auch wenn es ihn zurück in den Slum führt. (S. 49)^{(11)*}

Der Slum steht für die dionysische Heimstätte des „Naturzustands“, das Reihenhäuser (Chesterton bezog sich eigentlich auf die humanitären Modellsiedlungen des 19. Jahrhunderts) steht für die apollinische Heimstätte des „zivilisierten“ Menschen.

Viktor Frankl hatte ganz sicher recht mit seiner Bemerkung: *Ursprünglich will der Mensch gar nicht glücklich sein, was er will, ist vielmehr – zum Glückhabein Grund zu haben!* ¶¹²¶

¶ Der Gesundheitskult ¶

Eine typisch apollinische Facette wäre der Gesundheitskult. Daß wir gegenwärtig einen solchen Kult erleben (wenngleich er womöglich nach der Wellness-Welle bereits wieder abflaut), war die allgemeine Auffassung beim Symposium „Medizin, Ideologie und Markt“, das ich besuchte. Organisiert wurde es vom IMABE (Institut für Medizinische Anthropologie und Bioethik) ¶¹³¶, das sein 20-jähriges Bestehen feierte. In seinem interessanten Vortrag diskutierte der Philosoph Prof. Matthias Beck „Gesundheit als Sinnersatz?“. ¶¹⁴¶

Prof. Beck hatte ich vor vielen Jahren zu einer Vorläuferveranstaltung des Clubs für Wertewirtschaft eingeladen, um den freien Willen zu diskutieren. Damals ließ ich den eloquenten

Physiker *Werner Gruber* auf ihn „los“, der mittlerweile dank seiner erfolgreichen Popularisierung der Physik großen Ruhm genießt. Prof. Beck hielt gut die Stellung, hatte es mit theologischen Argumenten gegen die geballte Naturwissenschaft aber nicht allzu leicht.

Auch bei diesem Symposium bezog er die Position des Theologen. Wie sonst ließe sich der hohe Wert der Gesundheit und des Lebens relativieren als mit Verweisen auf das Überirdische? *Ludwig von Mises* war einst davon ausgegangen, daß Gesundheit und Leben als höchste Werte so offensichtlich seien, daß man, indem man dies behauptete, „wertneutral“ bliebe. Voilà, der „wertneutrale Utilitarismus“ von Mises.

Daß man auch bei so selbstverständlichen Werten Maß halten muß, fällt einem aber vermutlich erst auf, wenn man deren Übertreibung erlebt. Erst seit den 1980ern scheint Gesundheit zu einem zentralen Thema in den Medien zu werden. Bei dem christlich inspirierten Symposium fiel die boshafte Bemerkung, daß man heute am Sonntagvormittag mehr Jogger als Kirchgänger anträfe – um damit zu bekräftigen, daß die Übertreibung wohl in die Nähe eines Kultes rücke.

Interessant war die Bemerkung eines Vortragenden, daß es in der Antike Ärzten verboten war, zu werben. Werbung für

einen Arzt hätte impliziert, daß andere Ärzte schlechter als dieser wären. Und damit, so das Argument, wäre das Vertrauen in die Ärzte an sich untergraben worden. Eine Zunft, die sich so das Vertrauen sichern muß, würde ich aber nun wieder in die Nähe eines Kultes rücken.

Der Mensch als Haustier

Im Zuge der erwähnten Diskussion um Nietzsche, ließ die Künstlerin *Ingeborg Knaipp* mit einer vollkommen konträren These aufhorchen, die allerdings eher im Geiste Nietzsches steht: Ingeborg sieht heute vielmehr das Häßliche und Kranke zum Ideal erhoben. Aus einer ästhetischen Perspektive scheint dies nicht so falsch zu sein. Vielleicht ist es ja in der Tat so, daß die Kunst, wie bereits angedeutet, den apollinischen Zeitgeist dionysisch kompensiert. Dann könnte man etwas gehässig den größten Teil der heutigen „Modernen Kunst“ als gruppentherapeutische Veranstaltung interpretieren, die Menschen hilft, ihre zunehmende „Verhaustierung“ zu verarbeiten.

Der Gedanke, daß Menschen zu Haustieren verkommen, heute geradezu „gehalten“ werden, geht ebenfalls auf Nietzsche zurück. *Wilhelm Röpke* griff ihn später in seiner fulmi-

nanten Kritik der Proletarisierung auf und sprach vom „Ideal der komfortablen Stallfütterung“. ⁽¹⁵⁾ Dr. Herbert Unterköfler analysierte bei einem Club für Wertewirtschaft im letzten Jahr diesen Prozeß der „Verhaustierung“ anhand von Beobachtungen in Indianerreservaten. Auch die aktuelle demographische Entwicklung erklärte er auf diese Weise mit leichtem Augenzwinkern. Dazu zitierte er Zoodirektor Helmut Pechlaner: *„Wenn Tiere nicht artgerecht gehalten werden, hören sie auf, sich zu vermehren.“* In diesem Sinne könnte man Nietzsches Ansatz als (manisch übertriebene) Mahnung verstehen, daß der moderne Mensch nicht „artgerecht gehalten“ werde. Problematisch ist dabei, die Verantwortung für so manche Schweinerei auf die Rahmenbedingungen abzuschieben. Grunz!

Das Mittelmaß

Womöglich ist der Begriff „Ideal“ in der obigen Diskussion nicht richtig gewählt. Es geht um ein Maß, das wir an den Menschen legen. Wilhelm Röpke spricht im positiven Sinne vom „menschlichen Maß“. Doch es gibt zwei verschiedene Möglichkeiten, ein Maß zu verstehen. Heute scheint die Orientierung immer stärker am „Mittelmaß“ zu erfolgen. Damit ist nicht nur die Mittelmäßigkeit gemeint, doch ist diese wohl eine Folge jener Orientierung.

Das „Mittelmaß“ geht von Durchschnitten aus oder betrachtet überhaupt nur diese als „realistisch“. Nach dem Siegeszug der Statistik dominiert in den Sozialwissenschaften dieser Zugang. Das Maß ist der Durchschnitt – der Durchschnittsmensch, der Durchschnitts-Konsument etc. Unter dem Mantel der Wertneutralität erfolgt hierbei allerdings eine normative Aufladung des Durchschnitts. Ideale seien unrealistisch, in Wirklichkeit sei der Mensch bloß durchschnittlich erfassbar und damit auch bloß durchschnittlich.

In der Nietzsche-Debatte im Zuge des Clubabends bemerkte *DDDr. Franz Langmayr*, daß die Popularität des Mittelmaßes womöglich eine Reaktion auf die falschen Ideale des National-Sozialismus sei. In der Tat gilt in den USA der falsche Begriff des „fascism“ als Gegenpol zum amerikanischen Pragmatismus. Heute wird in den USA alles in die Nähe des „fascism“ gerückt, das Überzeugungen oder Ideale im Gegensatz zu pluralistischer Beliebigkeit betont. Diese absurde, ideologische Sprachregelung ist leider auch in Europa populär und vernebelt die Debatte gewaltig. *Ingeborg Knaipp* erinnerte zurecht daran, daß es einst Stalin war, der die Sprachregelung ausgegeben hatte, nur noch von „fascism“ zu sprechen, denn im Gegensatz zum National-Sozialismus fehle jeder Hinweis

auf den Sozialismus – sodaß man besser einen vollkommenen Gegensatz behaupten könne. Die ignorante Dummheit, Hitler heute „rechtsextrem“ und Stalin „linksextrem“ zu verorten, ist eine Folge dieser Strategie.

Das Urmeter und die Ursekunde

Die Orientierung am Mittelmaß gibt sich zwar recht naturwissenschaftlich. Doch tatsächlich sind die Maße der Naturwissenschaft ganz andere: Es handelt sich durchwegs um „unrealistische“ Ideale. Das Metermaß wurde lange Zeit als Urmeter in Frankreich in geradezu kultischer Form aufbewahrt. Dieser Meterstab sollte eine ideale Genauigkeit verkörpern. Heute ist selbst dieses Ideal nicht ideal genug. Das Metermaß wird nunmehr anhand der Lichtgeschwindigkeit mit einer exakten Zeitmessung bestimmt.

Auch das Zeitmaß bedarf einer solchen „Idealisierung“. Ich hatte vor vielen, vielen Jahren das Privileg, an einem jener Orte zu arbeiten, an dem die Zeit gehütet wird. Heute wäre das mit meinem Namen undenkbar. Es handelt sich um ein militärisches Sperrgebiet in Washington D.C., in dem – ganz effizient – auch das Anwesen des Vizepräsidenten untergebracht ist. Es ist der einzige (!) Ort innerhalb der Stadt, des-

sen Satellitenaufnahme bei Google Maps unscharf ist.⁽¹⁶⁾ Dort stehen ein knappes Dutzend Anlagen auf grünem Rasen, die man für Tempel halten könnte. Innen befinden sich Atomuhren. Aufgrund des nuklearen Zerfalls werden so ideale Zeitmaße bestimmt. Als ich dort war, begegnete ich Drehbuchautoren, die für einen Katastrophenfilm recherchierten: Was passiert, wenn das ideale Zeitmaß ausfällt? Minimale Abweichungen würden die westliche Zivilisation weitgehend zum Erliegen bringen, denn die nötige exakte Navigation wäre nicht mehr möglich. Nicht, daß ich jemanden auf schlechte Ideen bringe!

Realistische Ideale

Ein Ideal ist ein Maß, das deshalb in der Realität als Maß sinnvoll ist, weil es die bestmögliche Ausprägung der Realität darstellt. Es ist ein Ziel, an dem wir uns aus freien Stücken orientieren können. Der Mensch als handelndes, d.h. sich Ziele setzendes Wesen, wird viel realistischer durch solche Ideale, d.h. Ziele, definiert als durch seinen momentanen Zustand. Das Durchschnittsmaß erscheint empirisch „realistischer“, ist aber irreführend. Ist der typische Mensch ein Durchschnittsmensch? Dies würde bedeuten, der vollkommen zufällige Zustand eines vollkommen zufälligen Menschen zu

einem vollkommen zufälligen Zeitpunkt sei typisch für die Menschheit. Das Durchschnittsmaß ist das Maß der Beliebtheit, und dies ist ein Widerspruch in sich. Ohne Ideal kann man gar nicht messen.

Wenn ich jemandem einen Einblick in mein Leben geben möchte, ihm zeigen möchte, wer und wie ich „wirklich“ bin – würde der typische Tagesablauf, der mein Leben charakterisieren soll, dann der eines vollkommen zufälligen Tages sein? Nein, der für mich „typischste Tag“ wäre eine fiktive Verdichtung und Auswahl. Darum ist die Zeit in Filmen auch in der Regel unglaublich verdichtet – wir würden sonst die Typen der Charaktere nicht verstehen.

Erik Ritter von Kühnelt-Leddihn bringt diesen Umstand so auf den Punkt:

Durchschnitte gleichen sich überall auf der Welt, Extreme hingegen unterscheiden sich deutlich, und es sind immer die Extreme, die wirklich repräsentativ sind – außer in der grauen und unmenschlichen Welt der Statistik. (S. 232.)⁽¹⁷⁾*

Ideal versus Utopie

Ich möchte vorschlagen, das Ideal deutlich von der Utopie zu unterscheiden. Die Utopie ist der Nicht-Ort, das nicht Exi-

stente, das, was es nicht gibt, weil es es gar nicht geben kann. Die Welt des Durchschnittsmenschen ist eine Utopie. Die Utopie ist ein falsches Maß, nicht eines, an dem sich der reale Mensch messen und orientieren kann, sondern ein Unmaß, das die Realität bricht. Die beste Metapher für diese Art von Unmaß ist das sprichwörtliche Prokrustesbett. Alles, was dem Unmaß nicht entspricht, wird gewaltsam gestreckt oder gestutzt.

Ein Ideal ist meist unerreichbar, eine Utopie erreichbar, meist mit Gewalt. Trotzdem ist das Ideal viel realistischer, d.h. mehr in Einklang mit der Realität. Es ist typisch, archetypisch, und deshalb nicht durchschnittlich.

❧ *Elite oder Pöbel* ❧

Kommen wir nochmals auf die heftige Debatte um Nietzsche beim Club für Wertewirtschaft zurück, um die hier einige Gedanken schwerpunktmäßig kreisen. Die Biologin *Christl Meyer* warf die Frage auf, ob das Elitendenken Nietzsches nicht ein ungehörliches Herunterschauen auf die Schwachen impliziere. Wäre es denn tatsächlich heute eine richtige Betonung, eine Elite zu adressieren und die breite Masse abzuschreiben?

Dazu lassen sich zwei vollkommen konträre Positionen beziehen, die ich mit großer Überraschung jeweils bei G. K. Chesterton und Erik Ritter von Kühnelt-Leddihn vertreten sah. Beide Autoren, die bereits zitiert wurden, schätze ich sehr. Sie vertreten nahezu identische Prämissen und doch kommen sie in dieser Frage zu gegenteiligen Schlüssen – die ich beide für übertrieben halte.

Chesterton ist voll der Sympathie für den „kleinen Mann“ und betrachtet die Elite seiner Zeit, aber auch die traditionelle Elite seiner Heimat, den Adel, mit größter Verachtung:

Im Allgemeinen bewahrt die Aristokratie weder gute noch schlechte Traditionen; nichts außer Jagdwild bewahrt sie. [...] Der Gott der Aristokraten ist nicht die Tradition, sondern die Mode, das Gegenteil der Tradition. Wenn man eine altertümliche norwegische Kopfbekleidung finden wollte, würde man danach bei der skandinavischen Elite suchen? Nein; die Aristokraten hatten niemals Bräuche; bestenfalls haben sie Gewohnheiten wie die Tiere. Nur der Pöbel hat Bräuche. (S.52)

Die breite Masse sei, so Chesterton, alles andere als ungebildet und orientierungslos. Die Leute seien vielmehr bewußt verbildet und in die Irre geführt:

Weit entfernt davon, führungslos zu sein, werden sie ständig, ernsthaft, aufgeregt geführt; bloß in die falsche Richtung. [...] Sie werden betäubt und verwirrt mit lautem und despotischem Rat. Sie sind nicht wie Schafe ohne einen Hirten. Sie sind mehr wie ein Schaf, das 27 Hirten anschreien. (S. 160f)

Folglich ist Chesterton, auf seine ganz eigene, eigenwillige Art, der Demokratie (in ihrer ursprünglichen Bedeutung, nicht in ihrer heutigen Ausprägung) wohlgesinnt. Ganz anders Kühnelt-Leddihn: Der intellektuell gewichtigste Demokratiekritiker der Moderne verachtet den Pöbel und setzt seine Hoffnung auf die Führung verantwortlicher Eliten. Den „Pöbel“ definiert er als jene breite Masse von Menschen, die Produkte einer seelenlosen Kultur und Zivilisation sind, und

[...] in ihrer schrecklichen Mittelmäßigkeit weder Fisch noch Fleisch, haben sie weder Miene noch Ausdruck, weder Weisheit noch Wissen, weder Demut noch Enthusiasmus, weder Glaube noch Mitgefühl, weder Haß noch Liebe [...]. (S. 9)

Freilich erkennt auch er die heutigen Verführer als falsche Elite: *Moderne Intellektuelle führen die Massen nicht mehr, sondern folgen ihnen und ordnen ihre Ideen und ihre Sprache den Begehrlichkeiten des Marktes unter.* (S. 2)

Etwas Kopfschütteln löst er bei mir aus mit der Empfehlung, zusätzliche Wahlstimmen nach Verdiensten zu vergeben. Akademiker, Soldaten, Kinderreiche, Alte sollten mehr Stimmen erhalten. Die Intention ist verständlich, die Umsetzung, wie so oft bei politischen Würfen, naiv. Schließlich verblüfft er mit der noch naiveren Hoffnung, die Staatsbeamten könnten eine neue Elite von „Experten“ bilden. Diese zur Staatsform erhobene Bürokratie würde bloß von „plutokratischen Kapitalisten“ angefeindet und das spräche doch dafür (S. 250). Im zitierten Werk, das für die USA verfaßt wurde, hatte der Einfluß von *Wilhelm Röpke*, der Kühnelt-Leddihn von allzu antikapitalistischen Schwärmereien befreit haben soll, offenbar noch wenig Wirkung entfaltet.

❧ Österreichische Untergangsstimmungen ❧

Ob die traditionelle Elite des Adels wirklich so viel schlimmer wäre als die gegenwärtigen Eliten, wage ich zu bezweifeln. Bei allen Vorbehalten gegenüber aktuellen Vertretern, besteht etwa ein *Otto von Habsburg* jeden Vergleich mit derzeitigen Politikern. So viel Schaden könnte kein Habsburger anrichten. In einer aktuellen Ausgabe des Paneuropa-Magazins⁽¹⁸⁾ spricht sich Otto kundig gegen den Inflationismus aus und identifiziert diesen als Ursache der Finanzkrise. Wenig über-

raschend findet im selben Magazin mein Kollege, der brillante Ökonom *Gregor Hochreiter*, Platz für eine mehrteilige Vorstellung der Wiener Schule. In dieser Ausgabe bespricht er den schwierigen Begriff „Markt“ und schließt mit der hervorragenden Bemerkung: Menschliches Handeln werde nicht *vom* Markt, sondern *am* Markt koordiniert. Das Smithsche Bild der unsichtbaren Hand ist in der Tat allzu irreführend.

Ebenfalls in diesem Magazin findet sich ein erfrischender Artikel von *Dr. Albert Pethö*, einem außergewöhnlichen Reaktionsär der alten Schule mit Hirn und Herz. Er zitiert Kaiser Franz Josef mit der urösterreichischen Bemerkung: „*Wenn die Monarchie schon untergehen soll, so soll sie wenigstens anständig zu Grunde gehen.*“

„Wenn’s schon untergehen soll“ – diese Gemüthshaltung zwischen weiser Vorausahnung und mutiger Fügung ist die Essenz der *fröhlichen Apokalypse*, die wir in Wien nach alter Tradition zelebrieren. Ich kann dieser unaufgeregten Weise, der Realität ins Auge zu schauen und dabei schelmisch zu grinsen, viel abgewinnen.

Diese Stimmung, so erklärt mir Eugen, sei eigentlich mit dem Begriff der *Décadence* gemeint, um nochmals den Bezug zu

Nietzsche herzustellen. Die Dekadenz bezeichne also gar nicht den Untergang, sondern dessen kultivierte Erwartung.

Alt-Wien

Zur Gemütspflege ist es da vielleicht ganz dienlich, sich in der Zeit ein wenig zurückzudenken und Anregungen in jener Phase der *Décadence* zu suchen. Eine solche Zeitreise in die Vergangenheit ermöglicht eine wunderbare, neue Bucherscheingung. Es handelt sich gewissermaßen um ein Bilderbuch für Erwachsene. Der Brandstätter-Verlag erweckt in einem prächtigen Bildband das alte Wien zum Leben.⁽¹⁹⁾ Der Untertitel „Die Welt von gestern in Farbe“ erinnert an das Buch von *Stefan Zweig*,⁽²⁰⁾ das ich jedem, er es noch nicht gelesen hat, als Pflichtlektüre ans Herz legen möchte.

Der Bildband über Wien fällt dadurch aus dem Rahmen, daß es sich um Farbbilder handelt. Und zwar um 300 Aufnahmen, die zurück in die längst versunkene Welt führen, als Wien noch Reichshaupt- und Residenzstadt eines Vielvölkerreichs war. Dieses Wunder kam dadurch zustande, daß in Archiven Bilder gesammelt wurden, die damals von Miniaturmalern in Handarbeit einfärbt wurden. Das Besondere: Dadurch ent-

sprechen die Farben der damaligen Realität. Die Lebendigkeit der Fotos ist in der Tat beeindruckend.

Das Wien von damals wirkt aber auch wesentlich lebendiger als jene heutige, brav verwaltete Touristenstadt restaurierter Ruinen. All die geschäftigen Kleinunternehmer allerorts – heute undenkbar. Da benötigt man schon eine Lizenz, um eine Gruppe von Freunden kundig durch die Stadt zu führen. Und wie gut sich damals selbst die Ärmsten im Vergleich zu heute kleideten! Durchwegs mit viel Eleganz, Einfallsreichtum und persönlicher Note.

Alle Genüsse

Wo wir schon dabei sind, in der Vergangenheit zu schwelgen, fällt mir eine interessante Beobachtung meines Freundes *Stefan Eisenbach* ein. Mit Mühe hatte der Feinschmecker ein veraltetes Kochbuch aufgetrieben. Warum? Er behauptet, alte Rezepte würden besser schmecken als neue. Offenbar ist die Zubereitung etwas bedächtiger ausgelegt. Auch bei den Zutaten habe sich einiges zum Nachteil geändert. Ich kann dies als Banause schwer beurteilen, aber vertraue dem kundigen Urteil und empfinde den Umstand als sehr spannend. Das Kochbuch, auf das er schwört, ist „Das große Sacher-Kochbuch“

von *Franz Meier-Bruck* in der Ausgabe von 1975 (nicht zu verwechseln mit neueren Ausgaben dieses Titels).

Das Leben ein Spiel

Wenn ich bei meinen Gedanken nun etwas rückwärtsgewandt wirke, möchte ich dies etwas relativieren, aber doch auch ein wenig bekräftigen. Wertvoll empfinde ich es, überhaupt „gewandt“ zu sein, das „rückwärts“ ist nebensächlich. Der Wahrheit ist es egal, ob sie links, rechts, vorne oder hinten liegt. Was ich spannend finde, ist die Ernsthaftigkeit spielerisch-reaktionärer Sehnsüchte.

Ein faszinierendes Beispiel sind die populären „Reenactments“, Rollenspiele, bei denen sich Menschen ins Mittelalter zurückversetzen. Ist es nicht wundersam, mit welcher Ernsthaftigkeit hier die „Freizeit“ verbracht wird? Welch schöner Kontrast zur seriöseren Halbherzigkeit des „realen Lebens“. Wäre das nicht ein schöner Vorsatz: Das Leben so bewußt zu leben, als wäre es ein Spiel!

Das Mittelalter bietet sich hier an, weil es in seinen ornamentalen Ausprägungen nur so vor dieser verspielten Ernsthaftigkeit strotzt. Die herrlich exzentrischen, detailverliebten Klei-

der! Die archetypischen Rollen! Der geheimnisvolle Zauber einer Zeit vor dem Siegeszug des Rationalismus!

Ließe sich diese Lebenseinstellung nicht auch von diesem musealen Bezugsrahmen losgelöst praktizieren? Durchaus inspiriert von der Vergangenheit, aber mit mehr Bezug zur konkreten, gegenwärtigen Realität - echte Rollen mit der Leidenschaft eines Spiels zu leben!

Die Stadt als Ordnung

Ein besonders schönes Sinnbild sind die mittelalterlichen Städte. Deren eigene Ästhetik fasziniert mich, genauso wie der einzigartige Bezugsrahmen einer Stadt. Gerne möchte ich mehr darüber lernen, wie diese Städte genau entstanden (und freue mich auf gute Empfehlungen dazu). Sie tragen den Impetus einer Anregung in sich, der zu einer einheitlichen Form wuchs. Damit spiegeln sie eine fundamentale, kleinräumige Geordnetheit wieder, die eben diese verspielte Ernsthaftigkeit in sich trägt.

Wunderbare Illustrationen dieser Ordnungen im Kleinen fand ich im Buch „Stadtbilder“ von *Hans Mausbach*.⁽²¹⁾ Der Künstler aquarellierte Ansichten historischer deutscher Städte

aus der Vogelschau. Diese räumlichen Stadtpläne bilden wunderschöne Strukturen.

Münzwesen

Wo wir also gerade im Mittelalter sind: Auf manche Zeitgenossen wirke ich reichlich anachronistisch, da ich nunmehr im Alltag hauptsächlich mit Silbermünzen bezahle. Diese fische ich stets aus einem stilechten, handgefertigten Lederbeutel (von denen ich noch einige auf Lager habe, falls es mir jemand gleichtun möchte⁽²²⁾). Warum? Wertvolle Münzen haben eine ganz andere haptische Qualität als zerknitterte Papierscheine. Die Zahlung mit Wertbeständigerem als politischen Scheinen halte ich für respektvoller gegenüber meinen Mitmenschen. Oft lohnt man es mir mit einem aufrichtigen, dankbaren Lächeln.

Die *Münze Österreich* macht den Wechsel vom Papiergeld recht einfach, indem sie eine schöne Serie von 5- und 10-Euro-Münzen⁽²³⁾ prägte, die gesetzliches Zahlungsmittel sind (weshalb in Österreich auch die sehr ärgerliche Mehrwertsteuer wegfällt, die eines der größten Hindernisse für ein gesünderes Geldwesen und damit Miteinander darstellt).

Schließlich kann ich so auch ein wenig meine pädagogisch-missionarische Ader ausleben, ohne damit auf die Nerven zu gehen. Wer sich interessiert, wird informiert, so kommt man ins Gespräch. Das unerwünschte Predigen bringt ohnehin nichts. Worüber Aufklärungsbedarf herrscht? Daß auch das heutige Geld eine jener Institutionen ist, deren Wichtigkeit in großem Gegensatz zu deren Beständigkeit steht. Über die bittere Lektion, die die schleichende Zerstörung des Geldes bereithält – besonderes bitter für jene, die davon überrascht werden – informieren Großmutter oder Großvater.

Die benutzten Münzen haben freilich den Schönheitsfehler, einen exorbitanten Aufschlag über dem Materialwert aufzuweisen. *Prof. Guido Hülsmann*, ein verehrter Kollege und akademischer Beirat des Instituts für Wertewirtschaft, tröstet ein wenig darüber hinweg mit seiner wichtigen Beobachtung, daß der Wert von Münzen stets über dem Materialwert liegen muß. Eine Münze sei nun einmal als konkretes Objekt ein anderes Gut als die physisch exakt idente, verarbeitete Menge des Edelmetalls.*²⁴*

Digitales Geld

Am 13. Jänner widmete sich der Club für Wertewirtschaft futuristischeren Geldkonzepten. Wir hatten den Australier *Ian Grigg*⁽²⁵⁾ zu Gast, einen Experten für Digitalgeld und ehemaligen Weggefährten des E-Gold-Gründers *Dr. Douglas Jackson*. Seine Schilderungen über die Unternehmerszene im Bereich digitaler Zahlungen und Alternativgelder waren eher ernüchternd und dämpften jede Markteuphorie. Allerdings lieferte er selbst eine gute Begründung dafür, warum sich hier eher zwielichtige Charaktere tummeln. Viele Märkte beginnen auf diese Weise, da heute die hartnäckigste und mutigste Nachfrage oft die schmutzdeligste ist. Das neue Medium der Videokassette hatte einst die lange Durststrecke ihrer Einführung, als Abspielgeräte noch teuer waren, nur überlebt, weil in den Hinterzimmern der Videotheken hinter dem Vorhang genügend Umsatz generiert wurde. Wenn wir das Internet betrachten, so wird auch dort ein großer Teil der Umsätze mit pornographischen Inhalten generiert – ein Viertel aller Suchanfragen richtet sich danach. Auch viele Innovationen, insbesondere was den Schutz der Privatsphäre betrifft, werden wohl von zweifelhaften Anwendungen getrieben.

Bei E-Gold waren es die privaten Pyramidenspiele, die den größten Umsatz brachten und die Benutzerbasis über ein paar hundert Freaks hinaus ausweiteten. Entsprechend zögerlich war Dr. Jackson, deren Nutzung einzuschränken. Da der Staat im Bereich der Pyramidenspiele allerdings keine Konkurrenz duldet, mußte das früher oder später zu einer Konfrontation führen.

Der eigentliche Grund für die *de facto* Verstaatlichung von E-Gold liegt aber laut Ian anderswo. Die Hintergründe, bei denen die Geheimdienste eine wichtige Rolle spielen, dürfen aber auf Ians Wunsch nicht den privaten Rahmen des Clubs für Wertewirtschaft verlassen. Ähnlich wie die vertraulichen Erzählungen meines Freundes *Paul Vahur* vom estnischen E-Gold-Wechselunternehmen *Icegold*, erinnerten Ians Berichte an einen James-Bond-Film. Icegold mußte übrigens seinen Betrieb einstellen, nachdem die estnischen Behörden offenbar dem Druck seitens der USA nachgaben.

Auch mein enger Freund und Kollege *Andreas Pizsa* hat schon solche (haarsträubenden) Erfahrungen hinter sich. Andreas, der beim erwähnten Club ebenfalls sprach, arbeitet gerade daran, ein digitales Zahlungssystem aufzubauen, das einige unternehmerische Sprengkraft birgt. Man sollte jedoch Zah-

lungsdienste nicht mit Währungen, bzw. Alternativgeldern verwechseln, auch wenn Andreas' Versuch den Boden für alternative Gelder bereiten könnte.

Ich bin ein wenig skeptisch, was digitale Transfers betrifft. Freilich ließe sich der Vorgang des Bezahlens noch wesentlich effizienter gestalten. Die hohen Gebühren von Paypal sind ein Hinweis darauf, welch große unternehmerische Nische hier besteht. Doch Effizienz ist stets ein gefährliches Argument. Es scheint wesentlich „effizienter“, bloße Bits zu übermitteln als tatsächliche Werte, doch dies öffnet der Manipulation Tür und Tor. In einer realen Welt fehlbarer Menschen, die nicht immer unser Bestes im Sinn haben, sind wir auf Ineffizienzen und Redundanzen angewiesen.

Als Werkzeug, das uns das Leben einfacher macht, mögen digitale Transfers ihre Berechtigung haben. Doch zuallererst müßte es dazu eine reale Grundlage geben, auf der wir dieses Werkzeug nutzen, denn sonst nimmt das vermeintliche Werkzeug die Rolle dieser Grundlage ein, und nicht wir nutzen es, sondern lassen uns davon benutzen. Erst möchte ich solides, ineffizientes, aber ehrliches Geld im Alltag sehen, dann interessiere ich mich für vorsichtige Erleichterungen

dieser Alltagsgeschäfte. Denn eine „effizientere“ Methode, Nullen an unser Geld anzuhängen, dient uns nicht.

¶ Hans im Glück ¶

Im Zuge der Debatte beim Clubabend wies der Ökonom *Dr. Raimund Dietz* auf ein interessantes Phänomen hin. Obwohl ein freiwilliger Handel eine Besserstellung beider Seiten impliziert, scheinen wir nach Käufen, also dem Tausch von Gütern gegen Geld, schlechter dazustehen, wenn wir unseren Vermögensstand in Geld ausdrücken. Die meisten der heute verkauften Güter verlieren nach dem Kauf unmittelbar an „Wert“ – gemeint ist der Wiederverkaufswert. Ein Auto scheint nach dem Kauf plötzlich einen großen Teil seines Wertes zu verlieren, denn es wird vom Neu- zum Gebrauchtwagen, auch wenn es physisch ident bleibt. Dr. Dietz verwies auf das Grimmsche Märchen vom *Hans im Glück*.⁽²⁶⁾ Der einfältige Hans tauscht ein „Stück Gold, das so groß als Hansens Kopf war“, den fürstlichen Lohn für sieben Jahre Arbeit, so oft ein, bis ihm am Ende nichts mehr bleibt. Es erfüllt ihn gar mit Glück, laufend ums Ohr gehauen zu werden.

Gerhard Wrodnigg erwähnte eine Geschichte, die im Gegensatz zum Märchen aus der Realität gegriffen ist und interessanterweise das genaue Gegenteil beschreibt. Der Kanadier *Kyle MacDonald* begann mit einer einfachen, roten Büroklammer eine einjährige Kette von Tauschakten, an deren Ende er ein Haus besaß.⁽²⁷⁾ Freilich ist dieses Beispiel stark dadurch verzerrt, daß es ihm gelungen war, einen Internet-Hype zu entfachen. Daher war der letzte Tauschpartner eine kleine Gemeinde, die auf den Werbeeffect setzte. Trotzdem illustriert die Geschichte schön die Vorteile freiwilligen Handels.

Wie läßt sich dann das Phänomen der scheinbaren Geldwertminderung damit in Einklang bringen? Am deutlichsten, da offen ausgepreist, scheint diese Minderung beim Kauf von Edelmetallen, bzw. Münzen. Die Bank weist einen Verkaufs- und einen niedrigeren Ankaufspreis aus. Besonders groß ist diese Spanne bei Silber. Der Grund dafür ist hier die Besteuerung. Dies kann allerdings nur ein Teil der Erklärung sein.

Der andere Teil liegt in der Kompensation des Händlers für dessen Dienstleistung.

Bei Alltagsgütern sind die Spannen jedoch meist wesentlich erheblicher. Es ist ein interessanter Aspekt, daß sich Güter hinsichtlich dieser Eigenschaft, der Spanne zwischen Neu- und Gebrauchtwert, unterscheiden. Ich vermute, daß der Anteil der Güter, bei denen diese Spanne besonders hoch ist, in der Moderne deutlich anstieg. Selbst wenn ein Gut durch minimalen Gebrauch keine physische Veränderung erfährt, erfüllt das Etikett „neu“ den wesentlichen Zweck, das Vertrauen des Käufers zu gewinnen. Je anonym der Verkäufer und Käufer, desto bedeutsamer wird dieses Attribut.

Andererseits könnte die Spanne auch eine Aussage über einen etwas zweifelhaften Charakter vieler moderner Kaufakte sein. Ein Kauf kann mit Aspekten eines Glücksspiels überlagert sein. Man könnte dies den Wundertüten-Effekt nennen. Hier ist – symbolisch gesprochen – der Inhalt tatsächlich etwas weniger wert als die Verpackung, in dem Sinne, daß das ungeöffnete Paket einen deutlichen Mehrwert bietet. Das

„neue“, „originalverpackte“ Produkt trägt einen besonderen Reiz, dieser Schimmer ist aber nicht unverdächtig.

❧ Potemkinsche Produkte ❧

Ich ließ mich einmal dazu hinreißen, in einem „1€-Shop“ ein eingeschweißtes, bunt verpacktes „Nagelscheren-Set“ zu kaufen. Was mir als besonderes Schnäppchen erschien, stellte sich zuhause als Reinfall absurden Ausmaßes heraus. Das Metall, aus dem die Nagelscheren bestanden, schien weicher als meine Nägel. Mit den vermeintlichen Nagelscheren ließen sich keine Nägel schneiden. Dies erstaunte mich. Denn es war offensichtlich nicht bloß ein minderqualitatives Produkt, sondern eine ausgeklügelte Täuschung. Ich möchte hierbei von einem Potemkinschen Produkt sprechen. Denn es handelt sich nicht einmal um Lose, die trotz überzähliger Nieten einen Wert für uns haben, sondern um durchgängige Nieten, die als Gewinn maskiert werden.

Produkte, die nach dem Kauf rasant an Wert verlieren, sich womöglich gar nach anfänglich schönem Schein als gänzlich wertlos herausstellen, sind Symptome einer schnellebigen Zeit. Kein Wunder, daß sie im Medium mit der kürzesten Konzentrationsspanne, dem Fernsehen, besonders prominent

vertreten sind. Das typische TV-Shop-Produkt ist, was man auf Englisch einen Unitasker nennt. Produkte, die auf eine einzelne Aufgabe zugeschnitten sind, sodaß sie unmittelbar einleuchten und auf den ersten Blick erstrebenswert scheinen. Das Repertoire ist endlos, denn es gibt unendlich viele einzelne Aufgaben; die beworbenen Produkte sind zu nichts weiter gut und selbst ihre einzige Aufgabe erfüllen sie oft nur sehr mangelhaft. So bersten die Haushalte mit bunt verpackten Spezialprodukten, die niemals verwendet werden. Eine amüsante Präsentation von Beispielen bietet das Weblog „Unclutterer“.^{28}*

Ob alle wollen, was alle wollen

Zwischen den Zeilen klang schon etwas „Marktskepsis“ heraus und dazu bekenne ich mich gerne. Die ideologische Position, daß die Übel von heute bloß einem *diabolus ex machina* namens Staat geschuldet sind, der einer reinen und guten Gesellschaft von außen übergestülpt wurde, erscheint mir wenig plausibel und höchst widersprüchlich. Das „Marktergebnis“ sei stets gut, weil es die Menschen so wollen, der „Staat quo“ jedoch schlecht, obwohl es die Menschen so wollen? Nur mit einer naturrechtlichen Auffassung könnte man diese Argumentation beibehalten, wie dies die „libertari-

ans“ in der Tradition von *Murray Rothbard* tun. Doch dies macht die Sache nicht viel plausibler. Eher als einer Extremposition zuzuneigen, würde ich allfällige Schuld an Rechtsbrüchen tendenziell zu gleichen Teilen den Verführern wie den Verführten zuschreiben, wobei diese Grenze immer fließender wird. Analog verschwimmt auch die Grenze zwischen „Staat“ und „Markt“.

Ein Satz in einem reichlich wirren Buch gab mir in dieser Hinsicht besonders zu denken. Es handelt sich um das Buch *The Art of Being Ruled* von *Wyndham Lewis*.⁽²⁹⁾ Bei einem Buch dieses Titels von einem Autor, der als futuristischer Maler und exzentrischer Faschist bekannt ist, erwartete ich gute Unterhaltung – und tatsächlich mußte ich oft schallend lachen. Alles in allem enttäuschte das Werk aber durch seine Inkonsistenz und fehlende Struktur. Eigentlich ähnelte es der Form nach diesen Scholien, fällt mir gerade mit Schrecken auf, nur das es sich um einen dicken Wälzer handelte.

Der Satz, der das Buch wert war, war für mich die scheinbar tautologische Frage: *Does the Public really want What the Public Wants?* (S. 87.) Die Frage hat es bei näherer Betrachtung in sich. Will die Öffentlichkeit eigentlich das, was die Öffentlichkeit will? Um die Frage zu verstehen, muß man darauf

achten, daß „die Öffentlichkeit“ natürlich kein konkreter Personenkreis ist, sondern ein Phänomen. Mit methodologischem Individualismus kommt man hier nicht weiter. Massenpsychologie erfordert holistischere Ansätze. Die Masse ist mehr – nein, eigentlich weniger – als die Summe der in ihr enthaltenen Individuen.

Daß diese Masse, die die „öffentliche Meinung“ formt, schizophrene Züge trägt, scheint mir eine plausible Behauptung. Wollen alle, was „alle“ wollen? Was „alle“ wollen, wird oft schon dadurch entwertet. Wollen die Menschen das, was sie als Masse „wollen“? Oder verachten sie es eigentlich? Wollen die Leute jene Ergebnisse, wenn sie sie sehen, die eintreten, wenn man das macht, was „die Leute wollen“? Könnte es ein Verbrechen gegenüber den Menschen sein, ihrem öffentlich geäußerten Willen zu gehorchen?

Der Unternehmer als Held oder Schlitzohr

Diesen Gedanken kann man allerdings nicht nur gegen die Demokratie im Schilde führen, sondern auch der „Dollardemokratie“ des Marktes entgegenhalten. Wenn der Politiker die Hure des Wählers ist – wobei es letzterer „eigentlich“ selbst für verwerflich hält, die Dienste des ersteren in An-

spruch zu nehmen – ist dann nicht auch der Unternehmer die Hure des Konsumenten?

Ich habe in den letzten Monaten ein Handbuch der Unternehmerethik geschrieben, das nun noch dem Feedback zahlreicher Unternehmer ausgesetzt werden soll – wovor mir etwas bang ist. Denn dieser Zwiespalt begleitete und begleitet mich: jener zwischen dem Unternehmer als geradezu nietzscheanischem Übermenschen und dem Unternehmer als dem größten aller Schlitzohren, der, bildlich gesprochen, bloß dem „Markt“ in den A... kriecht, wenn wir „Markt“ hier im Sinne des größten gemeinsamen Nenners momentaner Begierden, Dummheiten, „Hypes & Trends“ verstehen.

Um diesen Zwiespalt aufzulösen, las ich mich durch Unternehmerbiographien – und natürlich wurde der Zwiespalt nicht kleiner, sondern größer. Ein besonders aktuelles Beispiel ist die kürzlich erschienene Autobiographie des erfolgreichen US-Unternehmers *Sam Wyly*.⁽³⁰⁾ Er ist einer der 1000 reichsten Menschen weltweit und wurde vom Magazin *Fortune* zum „vielleicht erfolgreichsten Unternehmer der Nachkriegszeit“ gekürt.

Wyly erschreckte mich sogleich mit seinem großen Vorbild: IBM. Als jungen Mann hatte ihn der Konzern damit gewaltig

beeindruckt, „das Pentagon während des II. Weltkriegs ins Computerzeitalter eingeführt“ und den riesigen Staatsauftrag an Land gezogen zu haben, die Rechner für die Volkszählung zu entwickeln und zu betreiben. Eines Tages wollte auch er ein solcher „Großunternehmer“ sein, bei dem sich die Mächtigen die Türklinke in die Hand geben.

Wylys unternehmerischer Erfolg steht deutlich vor dem Hintergrund eines inflationären Umfelds. Das kann man ihm schwerlich vorwerfen, er manövriert hier mit großem Geschick. Das meiste Geld verdient er durch die perfekte Wahl der Zeitpunkte, zu denen er Unternehmen kauft und verkauft. Primär letzteres, denn er vermag es durchaus, Unternehmen aufzubauen. Insbesondere der Softwarebereich spricht ihn an, denn Patente ermöglichen ein Geschäftsprinzip, das er euphorisch so beschreibt: *Make it once, profit off it forever* (einmal produziert, für immer davon profitiert). Eigenkapital versteht er bloß als Hebel, mit denen er große Kredite aufstellt, nach seinem Prinzip *make this enterprise work mostly with other people's money* (bringe dieses Unternehmen hauptsächlich mit dem Geld anderer Leute zum Laufen). Denn:

Die meisten Unternehmer, die nur ihr eigenes Geld verwenden, enden damit, pleite herumzusitzen und Bücher über jene Unter-

nehmer zu lesen, die kapiert haben, wie man Unternehmen zumindest zum Teil mit dem Geld anderer Leute schafft. (S. 146)

Wie man sieht, zeichnet sich Wyly zumindest durch eine gewisse naseweise Bauernschläue aus. Schön ist etwa seine Beschreibung der Unternehmerfunktion:

Wayne Gretzky, der beste Hockeyspieler aller Zeiten, pflegte zu sagen, daß sein Erfolg auf dem Eis auf einer einfachen Philosophie beruhe: Fahre nicht dorthin, wo der Puck ist – fahre dorthin, wo der Puck sein wird. Für Unternehmer bedeutet dies, eine Nachfrage zu erkennen, kurz bevor sie ausbricht. Du positionierst dein Unternehmen danach, die Bedürfnisse der Menschen zu befriedigen, bevor sie noch selbst erkennen, daß sie diese Bedürfnisse haben. Dann, wenn sie es erkennen, bist du zur Stelle, um ihre Probleme zu lösen. (S. 142)

Dieses Vorausahnen hebt den Unternehmer Wylyscher Prägung oft von seinem Umfeld ab. Er scheint momentan gängigen Rezepten zuwiderzuhandeln. Kein Wunder, daß Wyly nicht viel für „konventionelle Weisheiten“ übrig hat. Für die Betriebsblindheit des „normalen“ Menschen, der bloß in der Gegenwart lebt und „mitläuft“, hat er eine schöne Metapher parat – ein Spiegelkabinett:

Jeder steht herum und spiegelt bloß den selben Glauben an alle anderen zurück, bis die Realität verzerrt wird. Der Grund, daß die Leute zulange darin festhängen, ist ihre Furcht, außerhalb des Spiegelkabinetts ganz alleine dazustehen. (S. 120)

❧ Theorie oder Praxis ❧

Menschen, denen das Wissen etwas bedeutet, haben vielleicht den bekannten Vorwurf schon einmal gehört: Wenn du so klug bist, warum bist du dann nicht reich? Die schlagfertigste Antwort darauf ist wohl: Wenn du so reich bist, warum bist du dann nicht klug? In der Tat scheint es mindestens so viele arme Weise wie dumme Reiche zu geben, wenngleich hier sicherlich kein Automatismus besteht. In einem Brief bemerkte allerdings *Denis Diderot*, nur der Reiche könne es sich leisten, dumm zu sein.

Besteht auch ein umgekehrter Zusammenhang; erschwert es Wissen gar, weltlichen Erfolg zu haben? *Francis Bacon* zitierte einst *Aristoteles* (ohne die Stelle anzugeben, vermutlich kommt es doch aus anderer Quelle): *Qui respiciunt ad pauca, de facili pronunciant.* Wer nur wenig im Sinn hat, tut sich leicht dabei, zu entscheiden. Die Reflexion, die nötig ist, um höheres Wissen aus der Erfahrung zu keltern, stellt sich oft als durch-

aus hinderlich heraus, wenn es darum geht, im Moment zu leben, zu entscheiden, zu handeln. Der stets etwas zeitlose Charakter wahren Wissens steht über dem Moment und schätzt ihn oft gering, was von außen nach einer gewissen Abgehobenheit aussehen. Doch um Eindrücke und Sachverhalte zu verarbeiten, sie zu ordnen und in ihnen die Ordnung zu erkennen, ist es erforderlich, sich etwas vom Tagesgeschehen abzuheben. *Telamon von Arkadien* bemerkte einst (im fünften Jahrhundert vor Christus):

Den Krieg zu studieren ist eine Sache, eine ganz andere ist es, das Leben des Kriegers zu leben.

Es würde uns nicht überraschen, wenn die besten Historiker und Theoretiker der Kriegsführung selbst die schlechtesten Krieger wären. Nun könnte man, wenn man nicht viel vom Studieren hält, spotten, daß sie wohl deshalb Historiker wurden, weil sie nicht zum Krieger taugten. Tatsächlich scheint es jedoch eher umgekehrt zu sein; das animalische, eigentlich menschenunwürdige Töten fällt dem Menschen viel leichter als die, allein dem Menschen vorbehaltene Reflexion.

Doch wenn Wissen eine reale Kenntnis der Welt und ihrer Zusammenhänge bezeichnet, müßte es uns dieses Wissen doch leichter machen, ein gutes Leben frei von gefährlichen

Illusionen zu führen. Dies ist auch in der Tat so; nur selten kommt der Erfolg per Zufall, insbesondere wenn wir den langfristigen, nachhaltigen und wirklichen Erfolg betrachten im Gegensatz zum trügerischen, kurzfristigen, rein quantitativen „Erfolgs“-Maß. Hier löst sich auch der Widerspruch zwischen Wissen und Nützlichkeit aus. Die „Nützlichkeit“, die dem Wissen zuwiderläuft, es korrumpiert und an seine Stelle tritt, ist die kurzfristige, alleinige Mittellorientierung, die in der Anhäufung von Mitteln das einzige Ziel sieht. Ohne Wissen bleiben die Ziele, die den Menschen erst ausmachen, unerreichbar; wir trösten uns dann mit den bloßen Mitteln und der rein physischen Befriedigung, die nie von Dauer ist. Geld ist ein wichtiges Mittel, um bestimmte Ziele zu erreichen und kann Ausdruck von Erfolg auf der Grundlage von Wissen sein; es kann aber auch falsche Prioritäten verraten.

Die Menschen der „Praxis“ bringen jener systematischen Form des Wissens, die über die anekdotische Erfahrung und die eingeübte Fertigkeit hinausgeht, heute oft eine gewisse Abneigung entgegen – dieses Wissen wird als „Theorie“ geschmäht. Hier drückt sich unter anderem die allzu verständliche Enttäuschung über das heute dominante „Wissen“,

dessen Träger, die „Experten“ und dessen Produktionsanstalten, die „Universitäten“, aus. Wirkliche Theorie ist jedoch stets praxisorientiert, denn sie stellt den Versuch dar, die Wirklichkeit besser zu verstehen, indem deren Ordnung von den Einzelerfahrungen abstrahiert und von anderen Wissens teilen ausgehend abgeleitet wird. Theorie ist damit die Voraussetzung jeder Verbesserung der Praxis und die Praxis ihr Gegenstand und Korrektiv.

Ziel des Wissens ist es, ein besseres Leben zu führen, allerdings nicht bloß im materiellen Sinne. Wo dieses Ziel des guten Lebens aus den Augen gerät, haben wir es nur noch der Form nach mit „Wissen“ zu tun, der Inhalt geht dabei verloren oder kehrt sich um. „Wissen“ über Scheinwelten, Methoden der Zerstörung des Guten, reduzierende „Theorien“ über fiktive Modell-Menschen, „objektive Fakten“ ohne Zusammenhang und Zielrichtung, all dies und noch viel mehr ist etwas gänzlich anderes als Wissen.

Der oben erwähnte Sam Wyly ist ein bemerkenswertes Beispiel für den Praktiker, der genau weiß, daß die bloße „Praxis“ zu wenig ist:

Einmal, als ich gefragt wurde, wie ich in einem Jahr eine 199-prozentige Rendite auf einen Fonds, den ich managte, erzielen

konnte, antwortete ich: „Ich lese viel“. Der Fragesteller lachte. Doch es war kein Witz. Es ist wahr. Ich lese tatsächlich die ganze Zeit. [...] Das Finden des richtigen Zeitpunkts ist die Folge davon, den Ideen und Trends, die herumschwirren, Aufmerksamkeit zu schenken, sie zu studieren, intelligente Schlüsse zu ziehen, und schließlich auf das Bauchgefühl hören, wie man diese Schlüsse auf seine Unternehmungen anwenden soll. (S. 244)

Wyly gibt an, fast tausend Biographien gelesen zu haben. Von seinen Mitarbeitern erwartet er dieselbe Bedächtigkeit. Dazu stellt er das antreibende „sitz nicht bloß rum“ auf den Kopf und fordert stattdessen: „Tu nicht immer etwas, sitz auch mal bloß rum!“ (S. 148)

¶ Homo oeconomicus oder zoon politikon ¶

Die Problematik des Unternehmers zwischen Führer und Verführtem kam auch in einen kürzlich erfolgten Briefwechsel mit meinem Freund *Robert Nef* auf. Robert hat den Mut, in der Schweiz noch für jene Tugenden einzutreten, für die wir das Land so rühmen, insbesondere den Freiheitswillen. Mut braucht es dazu nämlich heute auch dort. Er ist ein konsequenter Liberaler vom alten Schlag und baute das *Liberale Institut* in Zürich auf, dessen Leitung nun mein alter Freund

Pierre Bessard übernommen hat. Ich entgegnete auf seinen interessanten Vortrag „Das Mehrheitsprinzip – Bedrohung oder Hort der Freiheit?“⁽³¹⁾, in dem er – ganz der Liberale – den *homo oeconomicus* gegenüber dem *zoon politikon* verteidigte, mit folgenden Zeilen:

Ich würde den Begriff des *zoon politikon* eher revitalisieren und nicht mit der heutigen „Politik“ (vom schmutzigen Geschäft der „politique“ der Neuzeit) in Verbindung setzen, sondern mit der alten Polis/Politie, bzw. politeia. In dem Sinne betont der Begriff durchaus lokale/kommunale Verantwortung. Im Gegenzug bin ich dem „homo oeconomicus“ skeptischer gesinnt, denn das Zerrbild des atomistisch-gleichförmigen Nutzenmaximierers harmoniert nur allzu gut mit dem Brot und den Spielen heutiger „Politik“.

Robert verteidigte seine begrifflichen Präferenzen wie folgt:

Die Ökonomie sehe ich umfassender, ganz im Sinne des „homo oeconomicus cultivatus“, der nicht in erster Linie nach Geld strebt, sondern nach Anerkennung, Zuneigung, Sympathie – oder besser – Synhedonie. Das ist spätestens seit der Schottischen Aufklärung bekannt, wird jetzt aber von den experimentellen Ökonomen (Ernst Fehr) „neu entdeckt“: Man kann sich eigentlich nur richtig wohl fühlen, wenn sich die Umgebung, d.h. die jeweils „Nächsten“

ebenfalls wohl fühlen. „Zufrieden jauchzet Gross und Klein, hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein“... In face-to-face Gruppen geht der Altruismus und das aufgeklärte Eigeninteresse ineinander über. Mir steht auch der nutzenmaximierende besitzesindividualistische Bourgeois mit seinem „right to be left alone“ näher als der kommunitaristische Citoyen, der sich dauernd mitbestimmend (und somit auch einmischend) um die „öffentliche Tugend“ der andern kümmert. Man hat die Ökonomie (Tausch und Markt) im wirtschafts- und handelsfeindlichen, an feudalistischen Werten wie Ehre und Gefolgschaft ausgerichteten Kontinentaleuropa zu Unrecht immer wieder mit Egoismus und Materialismus gleichgesetzt. Market breeds morality, der Tausch (nicht nur Ware und Dienstleistung gegen Geld, sondern auch der Austausch von Information, Innovation, Kreativität und Zuneigung), kultiviert die Menschen, während die Politik mit ihrer Handhabung des Zwangsmonopols und ihrer Ausrichtung auf den Zwietracht stiftenden Begriff der Gerechtigkeit wenig soziales Lernen ermöglicht. Der Markt ist eine „Schule ohne Lehrer“, die dank realistischen An- und Abreizen funktioniert und in der die Rolle des Lehrenden und Lernenden nicht fixiert ist. Wir Schweizer haben keine ausgeprägte feudalistische und klerikale Tradition und sind da vielleicht angelsächsischer (oder „jüdischer“) als die Deutschen (und speziell die Preußen) und die Franzosen, die immer noch die

feudalistische und platonisch-aristotelische Wirtschafts-, Handels- und Spekulationsverachtung mit sich herumschleppen. Ich teile Deine Meinung, dass der Wohlfahrtsstaat den Neid schürt, und den Menschen die spontane soziale Verantwortung abnimmt, sie enthaftet, vereinzelt und vereinsamt und damit im schlechten Sinn egoistischer und individualistischer macht. Der real-existierende Sozialismus hat die mitmenschliche Sympathie und das intrinsisch Soziale reduziert und zerstört. Es gibt kaum etwas Asozialeres als den etatistischen Sozialismus.

Ich replizierte: Dem Terminus des „homo oeconomicus“ stehe ich skeptisch gegenüber, weil mir die damit meist verbundene neoklassische Methodik nicht behagt – da ist mir der „homo agens“ lieber. Ich verstehe aber natürlich, was Du meinst. >*Market breeds morality*: Da bin ich mir auch nicht mehr so sicher, aber vielleicht bin ich da tatsächlich etwas zu aristotelisch beeinflusst. Weißt Du, bei den zahlreichen Unternehmern, die ich kenne, finden sich einige, die ein ausgeprägtes Verantwortungsbewußtsein haben, aber auch viele, die tatsächlich besonders „relativ“ und „pragmatisch“ denken, wie das den Händlern stets von Philosophen vorgeworfen wurde. Nun ist mir jede Handelsfeindlichkeit fern, doch in Österreich führen diese Einstellungen doch oft zu einem besonde-

ren Anbietern ans politische Establishment und eine besondere Abneigung gegenüber Prinzipien. Da ist man geneigt jemanden zu zitieren, von dem man sonst gar nichts hält: „Sie verkaufen noch den Strick, an dem sie aufgehängt werden“. Nach dem Outsourcing vieler staatlicher Behörden ist in Österreich ein staatsnaher „Unternehmensbereich“ entstanden, in dem auch viele „Start ups“ passieren. Die materialistische Eigennutzenorientierung führt eben auch „liberale“ Unternehmer dazu, die Werbung der Sozialisten zu verbessern oder - ein aktuelles Beispiel - als Kundengeschenk *Das Kapital* von Karl Marx zu verschenken (revolutionäre Werbelinie einer Fluglinie!). Wenn der Rahmen einmal pervertiert ist, dann ist der Markt kein Garant mehr für die Moral, dann findet ein Wettbewerb um Privilegien, Subventionen und die Illusionen der Masse statt. Da paßt gut dazu, daß die neue EU-weite Förderung des „Unternehmertums“ teilweise in dem Wahnsinn gipfelt, die „Alertness“ [unternehmerische Wachsamkeit nach *Israel Kirzner*] zu fördern, ungenutzte Subventionsnischen „unternehmerisch“ zu entdecken und mittels „social networking“ und dem geschickten Fabrizieren von Papier die Mittel zu akquirieren, mit denen man dann „schöpferische Zerstörung“ spielen kann. Kurz, ich habe Zweifel, daß der Markt vor der Moral kommt - aber vermut-

lich verstehst Du den Markt selbst schon als moralisches Gefüge. Für mich ist der „Markt“ bloß der Ort und der Prozeß des freiwilligen Tausches von Mitteln. Über die Ziele sagt der Begriff nichts aus und daher sehe ich nicht, wie die zweifellos durch Arbeitsteilung und Tausch verbesserte Mittelausstattung schon zu Zielen führt, die mit einer friedlichen und wohlhabenden Gesellschaft vereinbar sind. Natürlich hast Du völlig recht, daß Markttransaktionen ihre Voraussetzungen, z.B. Vertragstreue, langfristig „trainieren“ und fördern. Doch je höher die Kurzfristigkeit und je stärker die Illusionen (d.h. das Unverständnis der Realität) in einer Gesellschaft, desto irrelevanter werden diese Sekundärtugenden. Dann wird „vertragstreu“ und „anständig“ die Gesellschaft untergraben, weil dies die kurzfristig höchsten Ertragsmöglichkeiten bietet. Siehe den vermeintlich „produktivsten“ und damit zunehmend marktdominierenden Sektor, den Bankenbereich. Effiziente, unkorruptible, „marktrationale“ Gesellschaftszerstörer sind leider noch schlimmer als solche, denen es an Sekundärtugenden mangelt. Vielleicht ist die Schweiz da noch eine heilere Welt (ich glaub's nicht so recht), in Österreich sind die Anreize so verzerrt, daß das „Private politisch ist“, ob wir wollen oder nicht. [...] Eine (illusionslose) „Gemeinwohlorientierung“, so komisch das klingt, ist mir da

lieber als die zynische „Geld holen, wo es zu holen ist“-Mentalität der homines oeconomici im Status quo. Lieber Robert, letztlich ich bin ja auch so froh, daß Du Zeit Deines Lebens nicht bloß „Marktsignalen“ gefolgt bist, sondern auf ein höheres Einkommen verzichtet hast (also Dich gegen Deine „produktivste Verwendung“ gewehrt hast ;)), um das Liberale Institut aufzubauen. Warst auch Du da nicht eher „zoon politikon“ (im ursprünglichen Sinne!) als „homo oeconomicus“ (im Sinne der Neoklassik)? Bloß über den immanenten höheren Nutzen nichtmaterieller Gratifikationen, also „Umwegbefriedigung“ kann man dies schwerlich erklären. (Siehe meine Kritik an der utilitaristischen Konnotation der Ökonomie⁽³²⁾). Nichtsdestotrotz kann ich Deine Terminologie natürlich vollkommen nachvollziehen und mir sind die vermeintlich „politischen“ Gesellschaftsklempner von heute genauso zuwider wie Dir. Daß sie das Gemeinwohl im Sinne haben, sollten wir Ihnen aber nicht glauben. Wie so oft sind in diesem verwirrten Zeitalter zwei gegensätzliche Behauptungen richtig (aber keine für sich genommen wahr): Das Ende des Privaten (Wolfgang Sofsky⁽³³⁾) geht einher mit dem Ende des öffentlichen Lebens (Richard Sennett⁽³⁴⁾). Es sind bloß zwei Seiten der Medaille.

*Lieber Rahim, Deine Antwort ist subtil. Ich bin den homines oeconomici, wie Du sie in Euerm Land kennst, auch schon des öftern begegnet. Der real-existierende homo oeconomicus ist allein schon durch die Existenz und die Offerten und Versuchungen des korporatistischen und vorsorgenden Staates korrumpiert. Die Korruption kommt aber von der politischen Seite. Macht korrumpiert und absolute Macht korrumpiert absolut. Wer die Option hat, die Macht zu bewirtschaften, muss dies tun, sonst macht es die Konkurrenz. Darum ist in einem Mischsystem die Wirtschaft immer zum Korporatismus verdammt. Die Wirtschaft (fremdherrschaftsfrei tauschende homines oeconomici) haben aber keine genuine Macht, denn der Tausch beruht auf synallagma. Seit den public choice Leuten (insbes. Becker) ist das Modell des rem (rational evaluating man) als Grundzug des homo oeconomicus überwunden. Das ist aber nicht unbestritten. Ist z.B. die Familie, die Freundschaft, die Liebe innerhalb oder außerhalb des „homo oeconomicus“, d.h. des umfassenden (nicht nur rationalen, sondern rational-emotional-spontanen) Tausch-Paradigmas? Für mich spricht vieles dafür, dass eine Abgrenzung von „innen“ und „ausen“ nicht möglich und auch nicht erwünscht ist. Ich stehe eben da unter dem bleibenden Eindruck meiner Oppenheimer-Lektüre. *³⁵ Politische Herrschaft („das politische Mittel“) ist Fremdherrschaft, friedliche Menschen bewirtschaften einander („das ökonom-*

mische Mittel“), und sie dürfen und sollen das tun. Es garantiert nicht immer die Mehrung von Moral, aber immer öfter.

Wie genau man es nehmen muß

Der obige Diskurs mit Robert Nef mag haarspalterisch erscheinen. Dies rührt an die wichtige Frage, wie genau man es heute nehmen muß. Wiewohl ich es lieber genauer nehme, ist diese Frage nicht so einfach zu beantworten. Ich stellte sie mir erneut, als ich das Werk des Ökonomen *L. Albert Hahn* betrachtete. Er mahnt in ökonomischen Belangen beharrliche Genauigkeit ein:

Gegen die Macht der Schlagworte kann m. E. nur eine gefestigte theoretische Grundkonzeption schützen. Nur sie ermöglicht es dem einzelnen, in dem Meer der Schlagworte, das uns umgibt und in dem wir ständig zu schwimmen haben, den Kopf einigermaßen über Wasser zu halten und den eigenen Kurs konsequent zu verfolgen. Und nur eine gefestigte Grundkonzeption setzt in den Stand, das zu durchschauen, was ich den „allgemeinen Schwabbel“ nenne — jene meist etwas nebulösen und unfundierten Behauptungen über wirtschaftliche Zusammenhänge, die mittels einer subtilen Propagandatechnik von Regierung und Behörden zur Verteidigung ihrer Politik, und von Verbänden zur Vertretung ihrer

Gruppeninteressen, in die Welt gesetzt werden. Allerdings widersprechen sich diese meist gegenseitig, so daß man das Gefühl hat: Jeder Verband, ja jeder einzelne Wirtschafts- oder Arbeiterführer besitzt eine eigene, nach seinen Zwecken orientierte Nationalökonomie. Was ich während meines Lebens an solchen, im Bedarfsfalle rasch durch andere ersetzte „Zwecknationalökonomien“ erlebt habe, geht, wie man zu sagen pflegt, auf keine Kuhhaut. ⁽³⁶⁾

Und doch hat er mich genau in dieser Hinsicht ziemlich enttäuscht. Ich war auf Hahn gestoßen, weil ihn Ludwig von Mises als einen der wenigen deutschsprachigen Ökonomen lobte, der nach der Selbstzerstörung der europäischen Wissenschaft noch eine Ahnung von Konjunkturtheorie hatte. Und selbst dieser eine, „übriggebliebene“ Ökonom gab das theoretische Verständnis von Konjunkturzyklen zugunsten eines zeitgeistigeren Zugangs auf. Der bleibende Wert seines Werkes ist dadurch drastisch eingeschränkt, beim Verständnis der deutschen Konjunkturentwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg konnte er mir kaum weiterhelfen – obwohl mich dies Mises' Empfehlung erhoffen ließ. Die Empfehlung entstammt wohl der Ernüchterung von Mises, der immer großzügiger dabei sein mußte, „Gleichgesinnte“ anzuerkennen, obwohl er bis an sein Lebensende als „dogmatisch“ und „stur“

galt. Ohne dessen Sturheit wäre der Beitrag der Wiener Schule wohl vollkommen in der Neoklassik aufgegangen. Eine solche Strenge, die Ideen zu trennen vermag ohne Menschen zu trennen, halte ich für besonders wichtig. Jedes politische Lagerdenken, das intellektuelle Unterschiede übertüncht, um größere „Lager“ von vermeintlich Gleichgesinnten zu formen, verträgt sich nicht mit einem wissenschaftlichen Anspruch.

❧ Positives betonen oder Negatives bekämpfen: Islam ❧

Dies führt uns zum Problem, ob man eher Unterschiede oder Gemeinsamkeiten betonen sollte. Wesentlich ist dies unter anderem bei religiösen Fragen. Wie sollte etwa die Einstellung gegenüber der wachsenden islamischen Bevölkerung in Europa sein? Ist es sinnvoller, Unvereinbarkeiten zu betonen oder an einer gemeinsamen Grundlage zu arbeiten? Ist es klüger, Negatives zu bekämpfen oder Positives hervorzuheben?

Im Forum auf wertewirtschaft.org wurde nach Quellen zum Wesen des Islams gefragt, um das potentiell Positive vom potentiell Bedrohlichen zu unterscheiden. Das ist extrem schwierig, denn es ist kaum objektiv feststellbar, was denn das Wesen des Islam sei. Man könnte die Übersetzung, d.h. die

„ungefähre Bedeutung des Koran“ lesen, die wohl „objektivste“ Quelle. Nun, muß man allerdings wissen, daß wohl nur ein winziger Bruchteil der Muslime den Koran wirklich lesen kann. Selbst Araber verstehen den Text kaum. In Koranschulen wird der Koran rezitiert, nicht im eigentlichen Sinne gelesen. Die wörtliche Auslegung des Korans eint daher ironischerweise Fundamentalisten und Islamkritiker. Der durchschnittliche Muslim ist kultureller Identitäts-Muslim und so anständig, aggressiv, dumm und liebenswert wie jeder andere Durchschnittsmensch. Schließlich gibt es schwerwiegende Unterschiede und große Feindschaft zwischen verschiedenen islamischen Strömungen. Auch in den Schlußfolgerungen habe ich schon die konträrsten Dinge im Namen des Islam argumentiert gesehen, nicht nur das ganze Spektrum von Sozialismus bis freie Marktwirtschaft.

Für bedrohlich darf die moderne, immer populärere islamische Ideologie gelten, daß die Muslime mit ihrem Leiden in der Gegenwart für eine Schlampigkeit in der Interpretation des Glaubens bestraft werden. Diese Ideologie wurde übrigens, ähnlich wie der parallel dazu entstehende panarabische Nationalismus, im Westen inspiriert und teilweise ausgebrütet. Allzu oft fällt da westlicher Irrsinn an den Universitäten

auf den fruchtbaren Boden junger Männer mit Identitätskonflikten und pathologischem Sozialverhalten. Schlampigkeit rettet wie so oft das Miteinander, inschallah werden die im Westen lebenden Muslime nicht durch eigene Frustrationen, Aufwiegler oder auch Verächtlichmachung ihrer Identität zum Aufgeben der weltlichen Schlampigkeit und zum Aufgehen in überirdischer Überkorrektheit angestiftet.

Beim Ergründen des „Wesens des Islams“ ist Vorsicht geboten. Wem an einem friedlichen Miteinander liegt, der muß dem Nächsten auch freundlich begegnen, wenn man den Eindruck hat, daß dessen Inspirationsquellen ein gewisses Gefahrenpotential bergen. Falschen bis gefährlichen Meinungen, Interpretationen und Handlungen ist natürlich sehr bestimmt zu begegnen, keinesfalls mit liebloser, arroganter „Toleranz“.

Ein Beispiel: Man möchte das Wesen der ideologischen Gruppierungen der „Roten“ und der „Grünen“ erkunden. Liest man Außenperspektiven des Sozialismus und Ökologismus, die sicherlich „objektiver“ sind, stößt man schnell darauf, daß Varianten der einen Ideologie zum Massaker an 120 Millionen Menschen führten, Varianten der anderen Ideologie zum „Heilen des Planeten vom Krebsgeschwür

Mensch“ aufrufen. Entspräche das dem Wesen der durchschnittlichen Rotgrünen im Bekanntenkreis? Wäre es sinnvoll, diese als potentielle Massenmörder zu behandeln? Könnte eine solche unversöhnliche Geste nicht eine selbsterfüllende Prophezeiung werden? Es könnte die Schlampigeren, Dümmeren, Menschlicheren in die Hände der Korrekteren, Geriseneren, Unmenschlicheren treiben.

Oder bleiben wir im Bereich Religion: Erfährt man durch das Lesen von Luther etwas über das Wesen des Protestantismus? Es ist dringend nötig, um die ideengeschichtlichen Wirkungen abzuschätzen. Aber es wäre absurd, nun aufgrund mancher gemeingefährlicher Passagen zu einem „Kalten Krieg“ aufzurufen (wie dies der Islamkritiker *Ibn Warraq* tut).

Was man nicht hinnehmen muß

Eng verbunden ist die Frage, wo allfällige Grenzen zu ziehen sind – nicht nur bei möglicherweise bedrohlichen Glaubensinhalten, sondern auch bei anderen politisch-gesellschaftlichen Zumutungen. Was muß man hinnehmen? Der jeweilige Leidensdruck ist natürlich von Person zu Person sehr verschieden. Wenige können es nachvollziehen, daß für mich mit dem derzeit in Österreich ausgebrüteten Kindergarten-

zwang eine neue Schmerzgrenze erreicht wird. Paradoxerweise wird dieser Zwang stark von islamkritischen Einstellungen genährt. Die Furcht vor den ominösen „Parallelgesellschaften“ treibt die „Rechten“ in die Arme dieser von den „Linken“ ausgeheckten Idee. Für eine Gesellschaft ist in der Tat eine gemeinsame Grundlage wichtig und für eine wirkliche Gemeinschaft bräuchte es noch weiter gehende Übereinstimmung, doch ist die Verwechslung zwischen Gesellschaft und Staat die wohl verhängnisvollste – ähnlich wie die zwischen Heimat und Nation. Ich fürchte mich wesentlich mehr vor einer falschen Einheitsgesellschaft als davor, daß Menschen, die sich zu unterschiedlich sind, bloß nebeneinander und weniger miteinander leben.

Selbst in der Schweiz scheint der Weg in den Totalitarismus rasant vorangeschritten zu werden. Unter der euphemistischen Nebelbombe „Harmonisierung“, die heute jeder politische Gesellschaftszerstörer am Gürtel trägt, soll auch dort dem national-sozialistischen Vorbild Deutschlands folgend die polizeiliche Zwangseinweisung von Kindern in Einheitsschulen durchgesetzt werden. Doch ist in der Schweiz die Bürgergesellschaft noch nicht so tot wie hierzulande. Mein Freund *Rudolf Schmidheiny* hat in kürzester Zeit eine sehr effektive

Widerstandsbewegung gegen die gesetzliche Zumutung unter dem Namen „HarmoS“ ins Leben gerufen. Unterstützung ist dringend nötig und hat die Chance, hier wirklich viel zu erreichen.*³⁷* Solche Entwicklungen muß man nicht hinnehmen, man darf sie nicht hinnehmen!

Der Rechtsstaat und die Schulen

Einen ähnlich ungleichen Kampf scheint der deutsche Schulunternehmer *Franz Rasch* verloren zu haben. Seine beeindruckende Arete-Schule in Mannheim*³⁸*, bei der sich auch mein Kollege *Stefan Sedlaczek* engagiert, geriet unter zunehmenden Druck der Behörden. Interessanterweise deckte Herr Rasch auf, daß sich die politische Elite selbst großzügige Ausnahmen vom Schulzwang genehmigt,*³⁹* während sie bei Normalbürgern immer unerbittlicher wird.

Dies verstößt zwar gegen den „Gleichheitsgrundsatz“, aber ich hätte etwas Hemmnisse, diesen geltend zu machen. Es ist sehr genau zu überlegen, ob den verfolgten Eltern dadurch geholfen wird, daß Politikerkinder ihre Privilegien verlieren. Was können denn die Kinder für ihre Eltern? Wenn das Recht zu Unrecht wird, sind „Privilegien“, Schlamperei, gar Korruption die letzten Funken Menschlichkeit. Man bewahre

uns vor dem totalen „Rechtsstaat“, denn im Zeitalter des Positivismus ist dieser ganz bestimmt ein Unrechtsstaat – je formal korrekter und einheitlicher, desto unmenschlicher. Freilich, wenn man Entwicklungen nicht mehr hinnehmen kann und darf, weil sie etwa drohen, die eigene Familie zu zerstören, muß man etwas tun. Und den „Rechtsstaat“ mit sich selbst zu beschäftigen, kann durchaus eine Taktik mangels besserer Alternativen sein. Stefan hielt mir zurecht entgegen: *das einzige worauf Du bei Juristen in Deutschland noch bauen kannst, ist die Verteidigung rechtsstaatlicher Prinzipien.* Daß er sich da nicht zuviel erhofft.

Politiker als Schallplatten

Da hier also Handlungsbedarf besteht, versuchte ich es ausnahmsweise einmal damit, mich an die „Politik“ zu wenden. Auf Anregung von Rudolf Schmidheiny schrieb ich einer der verantwortlichen Schweizer Politikerinnen. Ich gab mir Mühe, sie zur Einsicht zu bewegen. Nach vielen Wochen kam die persönliche Rückschrift, immerhin! Sie hatte mir freilich argumentativ nichts entgegen zu setzen, sondern schob alle Schuld für ihr Handeln auf die Wähler ab. Es habe nichts mit ihrem Gewissen zu tun, denn, da sie nun einmal in einer Demokratie diene, müsse sie bloß den „Willen“ der Wähler

umsetzen. Mit dem fiktiven „Wähler“ ist natürlich die „Öffentlichkeit“ gemeint. Und die Dame nimmt, wohl nicht ganz zu Unrecht, an, daß die „Öffentlichkeit“ keine Ausnahmen duldet, zumindest keine für unbekannte Einzelschicksale, die bestimmt niemanden betreffen, den man selbst kennt. Und sollte sich doch noch eine Mehrheit auf der Seite der Verhältnismäßigkeit und Menschlichkeit finden, dann genügen wohl ein bis zwei medial inszenierte Horrorgeschichten, um die „Öffentlichkeit“ ihrem eigenen „Willen“ gefügig zu machen. *The public wants it.* Klingt für mich viel furchtbarer, als wenn mir die Dame geschrieben hätte: *God wills it.* Da ließe sich dann zumindest noch eine theologische Debatte führen. O weh, diese aufgeklärten, säkularen Fanatiker!

Die erwähnte Politikerin mißversteht ihren Beruf dahingehend, bloß eine „Schallplatte“ der Wähler zu sein, wie es Kühnelt-Leddihn so schön formuliert.⁽⁴⁰⁾ Mit Demokratie im ursprünglichen Sinne hat dies freilich gar nichts zu tun. Es ist die Negation jeder Bürgertugend, an deren allgemeines Vorhandensein der Demokrat doch so innig glaubt, wider das eigene Wissen und Gewissen zu handeln, um der Masse zu gefallen. Es handelt sich vielmehr um jene Art von Verführung, bei der Verführer und Verführte nicht mehr zu unter-

scheiden sind und letztlich nicht der Wille der Mehrheit der Bürger entscheidet (was schon an sich nicht unbedingt etwas Gutes ist), sondern die Launen der Masse (was hingegen ganz bestimmt von Übel ist), bzw. jener Auguren, welche die Rülpsen der Masse hauptberuflich interpretieren.

Der Wahnsinn läuft aus dem Ruder

Während die Zahl an Menschen rasant zunimmt, die ins Grübeln kommen, Zusammenhänge verstehen und der Realität ins Auge sehen, entfleucht dem stets im Nachhinein verdauenden Saumagen der „Öffentlichkeit“ immer übler riechender Wahnsinn. Man verzeihe die Metapher aus der Kloake, aber mir scheint die Assoziation mit Gärgasen sehr angebracht. Was die Hoffnung zuläßt, das es eine ganz natürliche Begleiterscheinung gesellschaftlicher Verdauungsprozesse ist, was uns aus den Mainstream-Medien derzeit entgegenstinkt.

Das dachte ich mir unlängst, als ich einen Videobeitrag von *Robert Misik* sah.⁽⁴¹⁾ Dieser Beitrag ist eine Ausgabe des VideoBlogs aus derStandard.at. Misik ist Sprachrohr der „Alternativen“, hat aber keinerlei Alternativen zu bieten. Er ist überzeugt, daß Keynesianismus etwas Gutes sein muß, weil er mal gelesen hat, daß „Neoliberale“ diesen ablehnen. Doch

sehr wohl ist ihm dabei nicht. Da kommt dann so etwas wie der erwähnte Beitrag heraus, eine Darlegung keynesianischer Thesen, bei der man nicht weiß, ob es sich um Satire handelt. Ich bin mir sicher, Misik weiß es selbst nicht. Die Botschaft im Video ist ungefähr so absurd wie ein Gedicht von *Patrick Barrington*, das *Henry Hazlitt* ausgegraben hat. Das Gedicht ist jedoch im Gegensatz zu Misiks Beitrag eine besonders geistreiche Satire auf den uralten Wahnsinn, der auch heute wieder im hohlen Kopf der „Öffentlichkeit“ spukt. Hier das Gedicht im englischen Wortlaut:⁴²⁾

I Want to be a Consumer

"And what do you mean to be?"

The kind old Bishop said

As he took the boy on his ample
knee

And patted his curly head.

"We should all of us choose a calling

To help Society's plan;

Then what do you mean to be, my
boy,

When you grow to be a man?"

"I want to be a Consumer,"

The bright-haired lad replied

As he gazed into the Bishop's face

In innocence open-eyed.

"I've never had aims of a selfish sort,

For that, as I know, is wrong.

I want to be a Consumer, Sir,

And help the world along."

"I want to be a Consumer

And work both night and day,

For that is the thing that's needed
most,

I've heard Economists say,

I won't just be a Producer,

Like Bobby and James and John;

I want to be a Consumer, Sir,

And help the nation on."

"But what do you want to be?"

The Bishop said again,

"For we all of us have to work," said

he,

"As must, I think, be plain.
 Are you thinking of studying medicine
 Or taking a Bar exam?"
 "Why, no!" the bright-haired lad
 replied
 As he helped himself to jam.
 "I want to be a Consumer
 And live in a useful way;
 For that is the thing that is needed
 most,
 I've heard Economists say.
 There are too many people working

And too many things are made.
 I want to be a Consumer, Sir,
 And help to further trade."
 "I want to be a Consumer
 And do my duty well;
 For that is the thing that is needed
 most,
 I've heard Economists tell.
 I've made up my mind," the lad was
 heard,
 As he lit a cigar, to say;
 "I want to be a Consumer, Sir,
 And I want to begin today."

Abonnement

Falls Sie dieses Exemplar zur Ansicht erhalten haben, würde ich mich freuen, wenn Sie diese Scholien regelmäßig druckfrisch beziehen möchten. Bitte bestellen Sie Ihr Abonnement auf der Seite <http://wertewirtschaft.org/scholien>. Als Beitrag zu den Druck- und Versandkosten erbitten wir 60 € für ein Jahr. Allgemeine Anfragen bitte an info@wertewirtschaft.org, inhaltliche Anregungen und Fragen für die Scholien an scholien@wertewirtschaft.org.